

## Konfrontation mit dem Undenkbaren

Neunter Jahrgang der IGS beschäftigte sich eine Woche lang mit Tod und Sterben

VON CHRISTA NECKERMANN

**Osterholz-Scharmbeck.** Das Sterben und der Tod gehören ganz zum Leben. Eher ungewöhnlich ist jedoch, dass sich auch die Schule, zumindest die Integrierte Gesamtschule in Buschhausen, in jedem neunten Jahrgang mit diesem Thema auseinandersetzt. In der in diesem Jahr stattfindenden Projektwoche waren Bestatter, Hospizmitarbeiter, Mitarbeiter aus der Altenpflege, Notfallärzte, Pastoren und eine Trauerbegleiterin eingeladen, um den jungen Leuten von ihren Erfahrungen mit diesem Thema zu berichten.

Das sei fest im Lehrplan des neunten Jahrgangs in den Fächern Religion/Werte und Normen, Musik, Kunst und Spanisch verankert, erläutert Franziska Molitor, Religionslehrerin und mitverantwortlich für Organisation und Planung der Projektwoche. Zentrales Ziel der schulischen Veranstaltung sei es, Tod und Sterben aus der Tabuzone der Sprachlosigkeit herauszuholen. In den vergangenen Jahrzehnten habe der moderne Mensch West- und Mitteleuropas das Sterben und den Tod zunehmend aus seinem alltäglichen Leben verbannt. Sterben und Tod finde immer häufiger in Krankenhäusern, Pflegeheimen und Hospizen statt, und immer seltener zu Hause im Kreis der Familie. Zudem entfernen sich immer mehr Menschen von den Sinn- und Trostangeboten traditioneller Religionen. Infolgedessen gingen vertraute Rituale und Sprachformen verloren, mit deren Hilfe frühere Generationen ihrer Angst und ihrer Trauer Ausdruck verleihen konnten, führt Molitor weiter aus.

### Blick hinter die Bestatter-Kulissen

Bezeichnend sei zum Beispiel gewesen, dass eine 15-jährige Schülerin ihr gesagt habe, dass ihr bei der Ankündigung der Projektwoche erstmals bewusst geworden sei, dass ja auch sie einmal sterben werde, verriet Franziska Molitor. Ähnlich mag es Mitschülern und Lehrkräften gegangen sein, als am Dienstag plötzlich ein Leichenwagen auf das Schulgelände fuhr und ein Sarg ausgeladen wurde. Doch der diene lediglich der Veranschauli-



Nur zu Demonstrationzwecken, aber dennoch beklebend: Auch der Besuch eines Bestatters samt Leichenwagen und Sarg gehörte zum Programm der Projektwoche.

FOTO: NECKERMANN

chung. „Das Beerdigungsinstitut Otten lässt die Schüler jedes Jahr einen Blick hinter die Kulissen tun“, erläutert Franziska Molitor. Ein Besuch auf dem Scharmbecker Friedhof gehört für die Schülerinnen und Schüler ebenso dazu wie Arbeit in Kleingruppen an kreativen Mini-Projekten und auch ein Filmnachmittag.

Erstmals war in diesem Jahr Trauerbegleiterin Stefanie Garbade bei der Projektwoche dabei. Sie fragte die Jugendlichen, welche Art von Umgang sie sich von ihren Mitschülern und Lehrern in einer persönlichen Trauersituation wünschen würden. Eine zweite Gruppe sollte die Frage beantworten, wie die Gruppe mit einem Mitschüler oder einer Mitschülerin umgehen sollte, die nach einem familiären Trauerfall erstmals wieder in die

Schule komme. In beiden Fällen waren sich die jungen Leute darin einig, dass es nur die engsten Freunde sein sollten, die den trauernden Mitschüler ansprechen. Von den Lehrkräften erhofften sich die Jugendlichen, dass sie auch mal zulassen würden, dass das trauernde Kind den Raum verlässt oder eine verlängerte Pause im Freien verbringt. „Die Schule kann als Trauerpause wahrgenommen werden“, erklärte Stefanie Garbade ihrer Zuhörerschaft. In der Schule oder, bei Erwachsenen, am Arbeitsplatz dürfe man einmal nicht an die häuslichen Sorgen denken. Daher sei es gut, den Betroffenen zwar verständnisvoll, jedoch ansonsten so normal wie möglich zu begegnen. „Auch ungebetenes Umarmen ist nicht hilfreich. Lasst den Betroffenen den Takt vorgeben – dann ist es

auf jeden Fall hilfreich“, riet Garbade. Pastorin Christa Siemers aus Pennigbüttel wurde von ihren Kursteilnehmern gefragt, welche Trauer- oder Beerdigungssituation für sie die am meisten belastende gewesen sei, Keris Schnelle und Peggy Rether-Schultz vom Hospiz Brücke in Bremen beantworteten geduldig die Fragen der jungen Leute zum Ende des Lebens. Es sei die Angst vor dem Unbekannten, die dazu führe, dass viele Familienmitglieder ihre sterbenden Angehörige lieber in ein Hospiz brächten, als das Sterben zu Hause zuzulassen.

Die Projektwoche bot den Jugendlichen auch neue Rituale und Sprachformen, etwa Gebete, Gedichte, Lieder und dergleichen an, um gegebenenfalls eigene Ausdrucksformen zu entwickeln.